



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 5. Unstudentisches
Studentenleben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geistreich gefunden haben, aber auch nicht polizeiwidrig; der Nachzensor war entsetzt und forderte den Staatsanwalt zur Anklage wegen Verpötlung des Sakraments der Ehe auf. Als Antwort empfing er das höfliche Ersuchen um Bervollständigung des Anlagematerials durch den Trauschein des alten Herrn und des jungen Frauenzimmers. Der Prozeß soll nicht eingeleitet worden sein.

Solche Zustände wirken demoralisierend nach verschiedenen Seiten hin. Gerade an die Stellen, denen die genaueste Kenntnis der Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung vermittelt werden sollte, und die sie meistens auch zu erlangen suchen, gelangt sie bekanntlich am schwersten, und keineswegs wird die Wahrheit nur darum verheimlicht, entstellt oder doch verschleiert, weil ihr Bekanntwerden Personen der Umgebung gefährlich werden könnte: es giebt Beispiele übergenug, daß wichtiges vorenthalten wurde, nur um dem Herrscher einen Augenblick Aufregung, eine kurze Verstimmung zu ersparen. Das läßt sich natürlich desto leichter durchführen, wenn nur solche Berichte in den Akten und in der Öffentlichkeit erscheinen dürfen, bei deren Abfassung gezwungenermaßen schon dieselbe Vorsicht und Rücksicht gewaltet hat.

Weiter: In der Beamtenerschaft, die Ansichten vertreten, Anordnungen befolgen muß, die sie als unbegründet erkennt, deren sie sich vielleicht schämt, nistet sich Widerwille, verhaltener Groll, Neigung zu passivem Widerstande ein, der bei weniger ernsten Charakteren sich in Hohn und Herabwürdigung äußern kann. Die stets zum Grundiren aufgelegte Bevölkerung der großen Städte nimmt solche Verstimmungen bereitwillig auf, und von da verbreitet sich der Ansteckungsstoff über das ganze Land und verdirbt den freudigen Anteil am Staatsleben auch da, wo ihm noch Gelegenheit zur Bethätigung gelassen wäre. Wohin das führt, haben wir 1848 gesehen.



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

5. Unstudantisches Studentenleben



So wurde ich denn von tüchtigen Professoren nochmals mit katholischem Geiste angefüllt, und diese dritte Eingießung einer kirchlichen Glaubenslehre war noch in höherm Grade als die zweite von kräftigen Einwirkungen auf Phantasie und Gemüt begleitet. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Breslau, im Oktober 1852, begann eine Jesuitenmission. Se drei Patres predigten täglich dreimal in einer der großen und schönen Breslauer Kirchen. Alle drei Predigten konnte

ich freilich nicht hören, aber die Abendpredigt versäumte ich nie, und auch die Morgenpredigt, die vor Tagesanbruch gehalten wurde, besuchte ich gewöhnlich. So hörte ich alle Predigten des P. Roh in der Matthiaskirche und mehrere Predigten der PP. Josef und Max Klinkowström in der Sandkirche. Man kann sich keinen stärkeren Gegensatz denken, als den zwischen diesen drei Männern: dem humorvollen, scharfen Logiker Roh, einem behäbig dicken Manne, dem zart gebauten, sanften Josef und dem feurigen Enthusiasten Max Klinkowström. Nur der Gesamteindruck der Persönlichkeiten ist mir im Gedächtnis geblieben, vom Inhalt ihrer Predigten fast nichts; ich weiß daher nicht, wie ich sie heute beurteilen würde. Nur das weiß ich, daß ihnen die Zeitungen — natürlich die protestantischen, katholische gab es damals noch nicht — uneingeschränktes Lob spendeten, und so werden sie wohl auch dem neunzehnjährigen Studenten imponiert haben. Ich vermute aber, daß die Begleiterscheinungen einen tiefern Eindruck gemacht haben werden als der Inhalt der Predigten. Namentlich bei Roh waren die Zuhörer größtenteils Männer, und in den übrigen Predigten machten sie mindestens die Hälfte aus. Das Predigtlied von einem tausendstimmigen Männerchor singen hören, und eine so große Schar von Männern vierzehn Tage hindurch täglich mit tiefem Ernst religiösen Vorträgen lauschen, dann beten und beichten sehen, das bringt schon auf den bloßen Zuschauer, noch viel mehr aber auf den Teilnehmer an der Andacht jene elektrisierende Wirkung hervor, der auf weltlichem Gebiete die Hurra- oder Entrüstungsstimmung großer politischer Versammlungen entspricht, und dem Verstande stellt sich die durch solche Männerscharen vertretene Kirche als eine Macht dar.

Als Gelegenheit zu solcher Machtentfaltung kamen den katholischen Männern die Jesuitenmissionen sehr gelegen. Nicht etwa, daß die dabei geoffenbarte Religiosität erheuchelt gewesen wäre, aber der Mensch handelt selten unter dem Antriebe eines einzigen Beweggrundes, und da die Kirchen nun einmal nicht bloß Religionsgesellschaften, sondern auch Interessengemeinschaften sind, so ist eine religiöse Bewegung, die nichts als religiös wäre, nur innerhalb sehr enger Kreise denkbar. In der Zeit der Gegenreformation waren die Katholiken über den größten Teil von Deutschland hin der Hammer, die Protestanten der Amboss gewesen. Dann kehrte sich das Verhältnis allmählich um in dem Maße, wie Preußen im Reiche, die Aufklärung im Geistesleben um sich griff. Auf den Gebieten der Wissenschaft, der Litteratur und der Kunst gerieten die Katholiken ins Hintertreffen, die höhern Staatsämter wurden mit Protestanten oder unfkirchlichen Katholiken besetzt, und beschwerten sich die kirchlich gesinnten, so hieß es, ihr seid geistig beschränkte, abergläubische und bigotte Leute, also unfähig für höhere Stellungen, und außerdem als geistige Unterthanen eines italienischen Fürsten unfähre Kantoniisten, sodaß also zur Benachteiligung noch die Kränkung hinzugefügt wurde. In der Gemeinde-

verwaltung erging es den Katholiken ähnlich, und in Breslau z. B. waren ihnen durchs Herkommen nicht allein die Gemeindeämter, sondern auch manche Erwerbsarten verschlossen, so die Kretschmereien, d. h. Schankgerechtigkeiten, die auf gewissen Häusern ruhten. Als nun durch den Streit über die gemischten Ehen und durch die deutschkatholische Bewegung das konfessionelle Bewußtsein aufgerüttelt wurde, da erwachte damit zugleich auch der Trieb zu einem sozialen und politischen Emanzipationskampfe in den Katholiken, und das seit 1848 in Fluß gekommene Vereins-, Versammlungs-, Preß- und Agitationswesen bot dafür die Organisationsformen dar. Selbstverständlich waren die Protestanten von dieser neuen Erscheinung nichts weniger als erbaut. Auch bei ihnen handelte es sich keineswegs bloß um das lautere Evangelium oder auch nur um die Aufklärung, sondern um die Behauptung der errungenen geistigen und sozialen Übermacht und um das Antermonopol. Gewiß hat sich das keine der beiden Parteien eingestanden; sie kämpften aufrichtig eine jede für das, was sie die Wahrheit nannte, aber unbewußt wirken jene sozialen, politischen und materiellen Rücksichten sehr kräftig mit in den Kämpfen um religiöse wie um weltliche Ideen und Grundsätze. Über ein paar Konvertiten freut sich natürlich jede Kirchengemeinschaft, aber wenn sich eines schönen Tages sämtliche deutschen Katholiken zum Eintritt in die evangelische Landeskirche Preußens meldeten, so würden sich die Protestanten nicht weniger unangenehm überrascht fühlen als etwa die französischen Republikaner durch die Bekehrung sämtlicher Monarchisten zum Republikanismus, die sie zwingen würde, mit der „allen Franzosen offen stehenden Republik“ Ernst zu machen, indem sie ihnen den hauptsächlichsten Vorwand zur Beschränkung der Konkurrenz um die höhern Staatsämter raubte.

Es waren also die Laien, denen diese Jesuitenmissionen so äußerst gelegen kamen. Der Jesuitenorden war hundert Jahre lang als ein Ausbund aller Schlechtigkeit geschildert worden, und da er doch nun einmal eine Einrichtung der katholischen Kirche war, so mußte sich jeder Katholik für die Verbrechen der Gesellschaft Jesu mit verantwortlich fühlen, wenn sie erwiesen waren. Die Katholiken fühlten demnach das Bedürfnis, den Protestanten die Grundlosigkeit jener Beschuldigungen ad oculos zu demonstrieren, und ich bin fest überzeugt, daß sich viele Zuhörer weit weniger an dem Inhalt der Predigten erbaut, als in dem Hochgefühl geschwelgt haben, das der Gedanke erzeugte: da sehen nun die Protestanten, was die Jesuiten für Männer sind! Weit weniger ungemischt war die Freude bei den Geistlichen. Die Enthusiasten unter ihnen führten natürlich den Reigen, aber die Mehrzahl fühlte sich durch die Aufregung und die mancherlei Nachwirkungen dieses Missionswesens mehr beunruhigt und belästigt als beglückt. Das alte Sprüchlein kam wieder in Mode: *mala parochia in via, pejor, ubi Jurista, pessima, ubi Jesuita*. Insbesondere fühlten sie sich dadurch gekränkt, daß ihre Gemeindeglieder anfangen,

die Predigten ihrer Pfarrgeistlichkeit weit ungünstiger zu beurteilen als früher. Die Jesuiten, so hielt man dem überschwänglichen Lobe der Missionsvorträge entgegen, könnten leicht glänzen mit ihren Predigten. Sie brauchten nicht zwanzig und mehr Jahre lang jährlich sechzigmal vor derselben Zuhörerschaft zu sprechen. Sie predigten nur vierzehn Tage lang vor denselben Zuhörern, und hielten dann an andern Orten dieselben Predigten, wenn auch nicht wörtlich, wieder. Fühlten sie sich erschöpft, so zögen sie sich auf einige Monate in eins ihrer stillen Häuser zurück, um sich da zu erholen und durch Studium für die Vorträge der nächsten Kampagne zu rüsten.

Es gehörte mit zur Mission, daß man an ihrem Schluß eine Generalbeichte ablegte. Ich konnte bei den Jesuiten, deren Beichtstühle von früh bis in die Nacht umlagert waren, nicht drankommen und ging schließlich in den Dom zu einem der dort sitzenden Beichtväter. Dieser legte mir als Buße die Verpflichtung auf, täglich ein Kapitel in der heiligen Schrift zu lesen. Ich verstand das so, obwohl dies ohne Zweifel ein Mißverständnis war, daß die Verpflichtung fürs ganze Leben gelten sollte, und habe diese „Buße“ 23 Jahre lang geübt, nur daß ich nicht ein Kapitel täglich las, wobei man doch zu langsam vorwärts kam, sondern mehrere, und zwar in der Vulgata. Vom Jahre 1875 ab hatte ich andre Anlässe, viel in der Bibel zu lesen, und seit einigen Jahren lese ich bloß noch Sonntags darin. Das Bußwesen, wie es schließlich in der katholischen Kirche geworden ist, ist ein wunderliches Ding, und Gebete oder Bibellesen als Buße aufgeben, gewiß das allerwunderlichste, aber Schaden kann gerade diese Art Buße nicht anrichten.

Die erste Predigt Försters, die ich im Dome zu hören bekam, war eine mit der oben erwähnten katholischen Bewegung zusammenhängende Sensation(?). Die protestantische Gegenbewegung hatte u. a. zu einer Kirchenvisitation geführt, die der Generalsuperintendent Hahn und der Konsistorialrat Wahn abhielten. Unter andern Früchten hatte diese Visitation auch ein Schriftchen gezeitigt, das die unglückselige Strophe enthielt: „Steur' des Papsts und Türken Mord, die Jesum Christum, deinen Sohn, stoßen wollen von seinem Thron.“ Förster berichtete nach der Predigt über die Angelegenheit, las Stellen aus dem Schriftchen vor, zum Schluß jene drei Verse, und fügte mit eindrucksvoller Stimme und Geberde hinzu: „Und das wagt man uns zu sagen!“ Man kann sich denken, wie das wirkte auf eine Versammlung von etlichen tausend Zuhörern, die sich bewußt waren, gläubige Anbeter Christi zu sein, und die zugleich wußten, wie wenig man sich im Lager der Gegner um Christus kümmerte, denn gläubig und fromm geworden ist ja das protestantische Deutschland, von den Pietisten, Altlutheranern und Herrnhutern abgesehen, erst wieder seit 1878.

Bei aller Frömmigkeit, die ich selbst damals hegte, wurde ich doch sehr bald inne, daß es Grenzen gebe, über die hinaus ich mit der Strömung, in

der ich schwamm, nicht würde mitschwimmen können: für Fanatismus und Bigotterie war ich unzugänglich. Beide Richtungen des religiösen Lebens wurden damals in der Sandkirche gepflegt. Die drei Geistlichen dieser Kirche waren in allem, so auch in ihren Geberden exaltirt, und man pflegte ihre eigenthümlichen Gestikulationen mit dem Sprüchel zu charakterisiren: der erste wirfts runter, der zweite hebt's auf, und der dritte nagelts an. Den Vertreter der Bigotterie, Kuratus Sp., habe ich nur zweimal gehört. Weidemale wurde mir übel zum Erbrechen. Das erstemal begrüßte er seine lieben Zuhörer und namentlich Zuhörerinnen, von denen er durch kurze Wirksamkeit an einer andern Kirche getrennt gewesen war, in einer so geschmacklos überschwänglichen und süßlichen Weise wieder, daß es für einen Mann schlechterdings nicht zum Anhören war. Die Betschwestern vergötterten den Mann; sie sollen des Morgens in Scharen auf den Treppentufen seiner Wohnung gelegen haben, um ihn beim Erscheinen zu begrüßen und den Saum seines Gewandes zu berühren. Das zweitemal predigte er über das abgeschmackteste aller Dogmen: die unbefleckte Empfängnis. Das heißt, damals war sie noch nicht Dogma, aber die Betschwestern der ganzen Welt, die den Papst selber zum Bundesgenossen hatten, waren eben daran, dieses Dogma in Rom durchzudrücken, und benahmen sich dabei gegen ihre Gegner ungefähr so, wie heute der Bund der Landwirte gegen die „Feinde der Landwirtschaft.“ In jener Predigt nun wurde der Mann rein toll auf der Kanzel. Er raste förmlich und schrie u. a. mit gräßlichen Geberden: „Allmächtiger, heiliger Gott, wie kannst du diese Ruchlosen ertragen und auf dem Angesicht der Erde dulden, die deine allerheiligste Mutter — sei es auch nur für einige Augenblicke — den Krallen des Satans überantworten wollen!“ Die Phrase war nicht allein scheußlich, sondern klang auch für jeden, der mit jenem theologischen Streite einigermaßen bekannt war, höchst lächerlich; hatte doch der Dominikanerorden, der Gründer und Träger der Inquisition und der eifrigste Interpret seines größten Lichtes, des Thomas von Aquin, stets zu den entschiedensten Gegnern der „unbefleckten Empfängnis“ gehört. Aber es giebt in der Kirche wie im Staate nichts so unvernünftiges, was nicht mit rücksichtsloser Agitation und mit Lungenkraft durchgesetzt werden könnte. Auch diesmal wurde mir übel, und ich hätte mich gern gedrückt, aber es war keine Möglichkeit, aus dem Gedränge herauszukommen. Der Marienverehrung konnte ich überhaupt keinen Geschmack abgewinnen. Später, als Kaplan in Sch., fand ich die „Herrlichkeiten Mariä“ des Alfons von Viguori im Kirchenbetstuhl. Ich schlug das Buch auf, aber da ich gleich im Anfange den abgeschmackten Satz las, Christus sei zwar das Haupt, aber Maria der Hals, durch den die Gnaden des Hauptes den Gliedern zufließen, so klappte ich es wieder zu, und habe es nicht wieder aufgeschlagen, obwohl ich es vier Jahre lang täglich vor mir hatte.

Ich bin dann nicht mehr in die Sandkirche gegangen, nur den Pfarrer

Wick habe ich einmal predigen hören; außerhalb der Kirche, in Vereinen und Volksversammlungen, hörte ich ihn öfter. Wick war der Annagler: er geriet beim Sprechen jedesmal in förmliche Wut und hämmerte auf die Kanzelbrüstung oder auf den Tisch. Doch galt seine Wut nicht den Gegnern der Bigotterie, sondern den Protestanten. Es war ein Bußtag, als ich ihn predigen hörte. Er fing an: „Der heutige Feiertag ist ein Staatsfeiertag — wir haben keine Perikopen für ihn (solche wurden später dadurch besorgt, daß der Papst ein Heiligenfest auf den Tag legte) — über was soll ich da reden? Na, sprechen wir von einigen Glaubensunterschieden!“ Und nun legte er los. Er war ein äußerst gewandter, scharfsinniger, schlagfertiger Polemiker und floß von jarlastischem Witz über. Er schrieb auch viel ins Schlesiſche Kirchenblatt und zog sich eine Reihe gerichtlicher Verurteilungen zu; stets nur Geldstrafen, Gefängnisstrafen sind damals wegen Preßvergehen, soviel ich mich erinnere, niemals verhängt worden.

Von katholischen Zeitungen war kaum die Rede. Es gab nur eine, die Deutsche Volkshalle in Köln, die sich nach sehr mühseligem Daseinskampfe später in die liberal angehauchten Kölnischen Blätter verwandelte; aus diesen ist nach 1870 die Kölnische Volkszeitung entstanden. Wick gründete später ein politisches Wochenblatt, die Hausblätter, das sich im Kulturkampfe, der die katholische Presse gebar, zur Schlesiſchen Volkszeitung auswuchs. Viele gebildete Katholiken nahmen an dem heftigen, derben und zuweilen rohen Tone der Hausblätter und an ihrer gehässigen Polemik Anstoß, es kann aber nicht bezweifelt werden, daß sie in den Massen jene Stimmung erzeugt haben, die 1870 in Schlesien eine wirksame Opposition gegen die vatikanischen Beschlüsse unmöglich und bald darauf, im Kulturkampfe, die Organisation der schlesiſchen Zentrumsparthei leicht machte.

In einer der von Wick abgehaltenen Volksversammlungen sah und hörte ich den nach Berlin berufenen Religionslehrer Müller, der später den Titel eines geistlichen Rats erhielt, einen ober-schlesiſchen Wahlkreis im Reichstag vertreten hat und jüngst als Emeritus gestorben ist. Müller gab das Märkiſche Kirchenblatt heraus, das die klaren Köpfe in demselben Grade ärgerte, wie Wicks Blatt die zart-sinnigen und vornehmen Seelen. Ein Freund, bei dem ich in den sechziger Jahren die Sonntagabende zuzubringen pflegte, der Sanitätsrat A. in L., war beides und ärgerte sich daher über beide Blätter; das eine nannte er ein S...blatt und schwur allsonntäglich, es nicht mehr zu lesen, vom andern sagte er, es enthalte lauter Unsinn und sei weder gehauen noch gestochen. Das war nun freilich kein Wunder, denn Müller war so ziemlich sein einziger Mitarbeiter, und da er alle sieben Tage der Woche in höchst anstrengender Thätigkeit unterwegs war, so schrieb er sein Blättchen bruchstückweise teils im Eisenbahnwagen, teils im Postwagen, teils spät abends, wenn er ermüdet nach Hause kam. Er hatte ein außerordentliches Organisations-

talent, und ihm verdanken die Katholiken Berlins ihr musterhaftes Vereinsleben, das Lehrlinge und Studenten, Gesellen und Meister, Kaufleute und Adliche umfaßt; ohne diese Befestigung des katholischen Fluglands, den die wirtschaftlichen Stürme im protestantischen Berlin zusammengeweht haben, würde wohl die Gründung einer katholischen Zeitung in der Reichshauptstadt nicht möglich gewesen sein. Abgesehen von der eifrigen Thätigkeit, war Müller in allem übrigen das gerade Gegenteil von Wick: ohne alle Bitterkeit und Gehässigkeit, der Polemik abgeneigt, bloß positivem Schaffen zugewandt, voll aufopfernder Nächstenliebe.

Unter solchen Einflüssen lebend, wäre ich vor der Verwicklung in studentisches Treiben sicher gewesen, auch wenn es mir nicht an Geld gefehlt, die Erinnerung an die traurige Lage meiner Eltern und Geschwister mich nicht bedrückt hätte, und meine Wohnung nicht das Theologenkonvikt gewesen wäre, dessen Pforte sich abends um sieben Uhr schloß. Das schönste an diesem Konvikt war ein großer Garten. Die Kameradschaft behagte mir wenig. Es waren ja ganz gescheite, brave und umgängliche Leute darunter, aber durch einige ganz unmögliche Charaktere, wie ich bis dahin noch gar keine kennen gelernt hatte, wurde der Ton verdorben. Nur an einen meiner Stubengenossen, M., schloß ich mich näher an, einen sehr merkwürdigen Menschen. Er war noch sehr jung, sah noch jünger aus, als er war, hatte auch ein ganz kindliches Gemüt, war aber schon ein förmlicher Gelehrter. Er kannte die griechischen und lateinischen Klassiker gründlich, sprach ein klassisches Latein (hatte überhaupt eine unglaubliche Suada, sprach auch das Deutsche nur in sauber ausgefeilten Perioden und alle Sprachen am schönsten, wenn er angeheitert war) und hatte unter der Anleitung eines ihm wohlwollenden Lehrers die Herbartische Philosophie studiert; auch in Geschichte und deutscher Literatur war er gut beschlagen. Er stammte aus Magdeburg und war, wie ich, Konvertit; als Grübler, Bücherwurm und strenger Logiker und durch den Umgang mit einem katholischen Geistlichen war er auf diesen Abweg geraten. Als er seinen Entschluß bekannt machte, setzte es seine Stiefmutter durch, daß ihn der Vater aus dem Hause jagte, und er mußte sich den Rest der Gymnasialzeit hindurch seinen Unterhalt mit Stundengeben verdienen, was ihm um so schwerer fiel, als er unterleibsleidend war. Sein Direktor sagte ihm denn auch: „Hören Sie mal, Sie sind unterleibsleidend, und daraus kann ich mir Ihren Entschluß erklären; vor einigen Jahren ist auch schon einmal ein Schüler unsers Gymnasiums katholisch geworden, und bei dem kam es dann heraus, daß er den Bandwurm hatte. Gewiß haben Sie auch den Bandwurm.“ Sein Leiden hat ihn bis ins spätere Alter verfolgt und gehindert, das zu leisten, was man von ihm erwarten durfte.

Meine Erholungszeit brachte ich zum Teil mit diesem zu, zum größern Teil aber mit meinen Gläzer Freunden, die ich sämtlich in Breslau wiederfand. Obwohl sie nicht alle Theologen waren und keiner von Familiennot

bedrückt wurde, lebten sie doch wo möglich noch unstudentischer als ich. Wir machten Sonntags und manchmal in der Woche einen Spaziergang mit einander oder saßen bei K., der uns ein paar Stunden auf dem Klavier vorspielte; hie und da besuchten wir auch ein Konzert. Ich glaube nicht, daß einer von ihnen auch nur ein einzigesmal an einer Kneiperei teilgenommen hat, während ich in jedem Jahre ein Stiftungsfest mitfeierte, das des Lesevereins. Der Leseverein katholischer Studenten, der fast nur aus Theologen bestand, hatte ein Zimmer in der Krippe, wie die Anstalt der königlichen Freitische hieß. Dort las man täglich seine Zeitung, und an einem Tage der Woche war Vortrags- und Debattirabend. Kurze Zeit vor meinem Eintritt war ein heftiger Streit ausgebrochen, indem eine Partei den Verein in eine farbentragende Verbindung umwandeln wollte. Damals waren die Rouleurb Brüder unterlegen; später haben sie gesiegt und die Winfridia draus gemacht. In dem Frühlingsregen des nationalen Aufschwungs, der die alte Burschenherrlichkeit verjüngte, sind dann noch eine Menge katholische Studentenverbindungen hervorge sproßt.

Bei einem dieser Stiftungsfeste habe ich mir den einen der beiden Rausche meines Lebens angetrunken. Mit Spinoza bin ich der Ansicht, daß die Reue eine ziemlich überflüssige und meistens schädliche Empfindung sei; hat man etwas begangen, worin ein schlechter Charakterzug zum Vorschein kommt, so schämt man sich, hat man eine Dummheit gemacht, so ärgert man sich ein wenig; in jedem Falle zieht man die Lehre daraus, daß man in Zukunft besser aufpassen und sich in Acht nehmen müsse; Reue ist dabei zu weiter nichts nütz. Jenen Rausch aber bereue ich nicht nur nicht, sondern freue mich heute noch darüber, weil er den Kommilitonen Vergnügen bereitet und unsern Repetenten geärgert hat. Ich ärgere nämlich gern Leute, denen es gesund ist. Dieser Repetent hatte ein Morysiusgesicht und bemühte sich, ein Morysius zu sein; er sprach nicht anders als mit gefalteten Händen, verzückten Augen und geneigtem Haupte und seufzte unaufhörlich über die Sünden der Menschen und die Leiden der heiligen Kirche. Dieses Menschenkind also fing uns, M. und mich, an der Hausthür ab, als wir vom Stiftungsfest Arm in Arm nach Hause kamen. Zwischen ihm und mir entspann sich nun, wie mir am folgenden Morgen erzählt wurde, etwa folgendes Gespräch, wobei des Repetenten weinerliche Stimme immer weinerlicher wurde: „Sie haben ja Ihren Urlaub überschritten.“ — „Das ist Sache des Komitees.“ — „Sie haben ja das Abendgebet versäumt.“ — „Das ist Sache des Komitees.“ — „Sie sind ja wohl gar berauscht?“ — „Das hat das Komitee zu verantworten.“ — „Das werde ich dem Herrn Prälaten melden.“ — „Das ist Sache des Komitees.“

Obwohl ich mit den Konviktoristen nicht sehr intim war, konnte ich mich doch nicht gut ausschließen, wenn Revolution gemacht wurde, und eine solche brach aus, kurz nachdem Förster Bischof geworden war. Dieser hatte, wie

alle Leute, die nach einer lustigen Jugend später Rigoristen werden, die schlechteste Meinung von der Jugend, setzte als selbstverständlich voraus, daß wir faul wären und die Zeit verbummelten, wenn man uns nicht kurz hielte und streng beaufsichtigte, und ordnete an, daß wir am Schluß jedes Semesters einer Prüfung unterworfen würden, von deren Ausfall die Fortgewährung des Freiquartiers und der halben Kost, die wir genossen, abhängen sollte. Ohnehin hatten wir am Ende jedes Semesters eine Prüfung bei der Fakultät zu bestehen für die königlichen Freitische: das Krippenexamen. Professor Stern nun, der Konviktspräsekt, sagte uns, er betrachte die Anordnung des Fürstbischofs als eine Beleidigung der Fakultät, deren Mitglied er sei, indem die von dieser vorgenommene Prüfung als wertlos behandelt werde, und gab uns zu verstehen, wir möchten uns weigern, uns examiniren zu lassen. Am festgesetzten Tage nun versammelten wir uns im Speisesaale, und als der zweite Examinator, den der Fürstbischof ernannt hatte, der ihm eng befreundete und am Dom befreundete Reinkens, erschien, gab Stern diesem die vorbereitete Erklärung ab, und wir thaten desgleichen. Reinkens erklärte, das müsse er schwarz auf weiß haben. Es wurde also ein Protokoll aufgesetzt, das Stern und wir Konviktoristen unterschrieben. Kurze Zeit nachher kam der Generalvikar Neufkirch ins Konvikt, fragte, ob alle ohne Ausnahme unterschrieben hätten, und erklärte auf unsere bejahende Antwort im Namen des Fürstbischofs das Konvikt für aufgelöst; am nächsten Tage sollten wirs räumen. Am Nachmittag desselben Tages aber gingen drei von den frommsten und zum Gehorsam geneigtesten Konviktoristen zum Fürstbischof und baten im Namen aller um Verzeihung, obwohl sie uns übrigen nichts gesagt hatten. Natürlich war der Bischof sehr froh darüber, mit guter Manier aus der Verlegenheit herauszukommen, in die er sich durch seine Schmeichelei versetzt hatte, und wir waren nicht weniger froh, obgleich wir thaten, als wären wir sehr böse, und den dreien die heftigsten Vorwürfe machten. Am andern Morgen wurden wir ad audiendum verbum in die Residenz befohlen. Dort hielt uns der Bischof eine Straßpredigt, die mit der Ankündigung der Verzeihung und dem Widerruf der Auflösung schloß, und dann meldete sich zu unserm höchsten Erstaunen Komilito W. zum Wort. Das war ein ehrlicher und gescheiter Mensch, aber ein Sonderling und von einem Eigensinn, der sich in seiner körperlichen Steifnackigkeit so deutlich ausprägte, daß wir ihn den Stangenverschlucker nannten. Dieser kuriose Rauz nun hielt dem Fürstbischof eine lange Straßpredigt, worin er alle Mängel der Diözesanverwaltung im allgemeinen und der Konviktsverwaltung im besondern rügte. Alle verzweifelten Geberden des Fürstbischofs vor ihm und all unser Zupfen von hinten half nichts; die steife Figur schnurrte die wohldurchdachte Rede wie ein Automat herunter, und es blieb nichts übrig, als sie ausschnurren zu lassen. Draußen kriegten wir dann den Lachkrampf, und Förster wird ihn drin wohl auch bekommen haben. Mit dem

Examen war es diesmal nichts, so viel hatten wir durch unser Revolutionchen oder besser Pronunciamento — waren wir doch von unserm General geführt worden — erreicht, aber vom nächsten Semester ab wurde es regelmäßig abgehalten; auch Stern beugte sich knurrend und brummend der höhern Gewalt.



Der Streit der Fakultäten

4



Dr. Utermöhlen machte an den folgenden Tagen seinen regelmäßigen Besuch im Stift; doch die gemüthliche Stimmung des ersten Abends wollte sich nicht wieder einstellen. Lag es nun an der frühern Stunde seiner Besuche oder daran, daß er bei fortschreitender Heilung entbehrlicher wurde, kurz von einer Tasse Thee oder Kaffee, einem ruhigen Plauderstündchen war nicht mehr die Rede. Vielleicht war er selbst schuld daran, da er jetzt immer fuhr und den Wagen während seines kurzen Aufenthalts warten ließ. Die Damen konnten unmöglich wissen, daß er um den Preis einer Unterhaltung über die Heide, die jetzt gerade blühen mußte, seine sonst so geliebten und geschonten Pferde gern weit über ihre Zeit hinaus hätte halten lassen, oder daß er sie auch nötigenfalls mit dem hungrigen Kutscher vorausgeschickt hätte. Ab und zu traf er auch bei seiner Patientin die eine oder die andre der übrigen Stiftsdamen, und dann war er wie auf den Mund geschlagen. Er glaubte dann sein weiberfeindliches Unbehagen am besten hinter Kürze und knapper Sachlichkeit verbergen zu können und suchte möglichst schnell die Thürklinke wieder in die Hand zu bekommen, zumal wenn die vernünftige Nichte, wie er sie bei sich nannte, einmal nicht zugegen war.

Als er eines schönen Nachmittags, um, wie er sich einredete, doch auch einmal einen Spaziergang zu machen, zu Fuße gekommen war, in der unausgedachten Absicht, seinen Besuch auszudehnen, wurde er besonders unangenehm enttäuscht. Er fand bei den Damen schon einen Gast vor, den er gleich bei der flüchtigen Bekanntmachung unausstehlich fand. Vor der Hand hatte er nun zwar als Arzt das Wort, aber als er nach ausgedehnter Untersuchung des gut heilenden Armes zum Bleiben aufgefordert wurde, konnte er bald bemerken, daß die Heidebestimmung verflogen war, und daß der Tag unter einem andern Zeichen stand. Der Gast war ein Dr. Löteberg aus der Hauptstadt, der den Auftrag hatte, die Kunstdenkmäler der Landschaft aufzunehmen und